

Thomas Noll und Carsten-Peter Warncke (Hg.)

Kunst und Frömmigkeit in Göttingen

Die Altarbilder des späten Mittelalters

Sonderdruck

DEUTSCHER KUNSTVERLAG

Die Göttinger Kirchenorganisation im späten Mittelalter

»Anno domini 1443«, so schreibt der Göttinger Chronist Franciscus Lubecus (gest. 1595), »ist im Paulinercloster in der kirchen zu Gottingen die figur und historia von s. Thomas de Aquino gar von seiner jungen jugent bis in sein ende gemahlet. Auch ist sein bilde von holtz gemacht, fein versilbert, do in die want hingezet. Und ist do eine sonderbare walfarth dar gestift und jerlich ein hochfest gefiret worden mit großer solemnit, und ist das fest ganzer 8 dage gestanden [...]. Es kam vile volkes aus fernen landen dohin und holeten do aflath und brachten ihre opfer dohin. Alle dage stunt ein großes missinges beken auf dem altar furm choro, da musten die jungen munniche stehen und nehmen das opfer auf. Das beken wart jo eins dages einmahl voll.«¹

Die Wandmalerei in der Dominikanerkirche mit der Vita des hl. Thomas von Aquin und die versilberte Statue, die solche Anziehungskraft auf die Zeitgenossen ausübten, ist heute ebenso verloren wie die übrige, zumeist reiche Ausstattung der spätmittelalterlichen Kirchen. Die Göttinger Dominikanerkirche, die nach ihrem Peter- und Paulspatrozium auch Paulinerkirche genannt wurde, und Teile des Kreuzgangs freilich stehen heute noch, als weitgehend stumme Zeugen einer Lebenswelt, die jahrhundertlang von religiösen Festen, christlichen Vorstellungen und Institutionen bestimmt war. Im Alltag der Stadt repräsentierten (und repräsentieren) vor allem die Pfarrkirchen sowie zahlreiche Kapellen und Hospitäler das geistliche und karitativ-soziale Element. Hinzu kamen im Mittelalter noch die Vertreter der beiden großen städtischen Bittelorden – die Dominikaner und Franziskaner. Ihrer Geschichte widmet sich der folgende Beitrag.

I. Die Göttinger Pfarrkirchen und Kapellen

Die älteste Pfarrkirche im Göttinger Raum, St. Albani, wurde bereits in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts vom Erzbisum Mainz aus gegründet.² Ursprünglich gehörte das gesamte Göttinger Stadtgebiet zum Kirchspiel von Albani, weshalb alle späteren Göttinger Pfarrkirchen deren Filialkirchen waren. Der bischöfliche Stellvertreter residierte zwar in dem nahegelegenen Archidiakonatsitz in St. Peter in Nörten, aber die Ferne des Mainzer Erzstuhls hatte zur Folge, daß die welfischen Herzöge weitgehenden Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse in Göttingen nehmen konnten. Sie sicherten sich vor allem das Patronatsrecht über die Pfarrkirchen, womit die Präsentation bzw. Auswahl des Pfarrers und die Verfügung über die Pfarrpfünden verbunden war.

Die bedeutendste Pfarrkirche der Stadt war die Johanniskirche, die vermutlich um 1150 in einer zunächst noch kleineren Marktsiedlung gegründet wurde.³ Sie war in mancher Hinsicht das Zentrum der Stadt und Ort ganz verschiedener Akte öffentlicher Relevanz. Wurde die geistliche Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Mainz in Göttingen zunächst von dem Nörtener Archidiakon wahrgenommen, so trat in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts an seine Stelle ein Offizial als Richter, dessen Amtshandlungen lange im Chor der Johanniskirche stattfanden.⁴ Und als Göttingen im Jahr 1491 Herzog Wilhelm d. J. huldigte, geschah dies im Rahmen einer Frühmesse in St. Johannis, über die ein Göttinger Ratsherr berichtet: Der Weihbischof hielt feierlich die Messe – begleitet von Orgelspiel und dem Gesang der Scholaren – auf dem hohen Chor vor dem Hochaltar, dessen Retabel

man zu diesem Anlaß geöffnet hatte.⁵ Anschließend bestätigte der Herzog, der bei seinen Besuchen in der Stadt im Pfarrhaus von St. Johannis wohnte, in der Dornze, also in der beheizbaren Ratsstube, die Privilegien der Stadt. Seit Beginn des 13. Jahrhunderts befand sich bei St. Johannis eine Lateinschule, eine wichtige kulturelle Institution für die Stadt. Selbstbewußt ließ der Rat im 15. Jahrhundert am Neubau des Schulgebäudes die Inschrift anbringen: »Dies Haus des Aristoteles, des weisesten aller Griechen und Peripatetiker, ist von den erhabenen Ratsherren, den kurulischen Ädilen, errichtet worden, damit in ihm unsere Jugend nicht nur in den guten Sitten der rechten Lebensführung, sondern auch in den vortrefflichen Künsten der Rede unterwiesen werde.«⁶ Hier wirkte als Rektor Anfang des 15. Jahrhunderts Dietrich Engelhus, der an der neu gegründeten Prager Universität studiert hatte und später neben geistlicher Literatur auch eine Weltchronik verfaßte, die wohl auch im Unterricht Verwendung fand.⁷ Über der Sakristei von St. Johannis befand sich eine Bibliothek; den Grundstock an Büchern soll um 1377 der nach Göttingen geflohene Fritzlarer Kanoniker Conrad Hake gestiftet haben.⁸ Die Werke des Dietrich Engelhus besaßen auch die Göttinger Franziskaner in ihrer Bibliothek, so daß es vermutlich einen gelehrten Austausch zwischen dem Schulrektor und den vielfach hoch gebildeten Franziskanerbrüdern gab.⁹ Und an St. Johannis wirkte von 1465–1475 auch Franciscus Lubecus als Kaplan, der die mittelalterliche Überlieferung der Stadt Göttingen zusammentrug und in seiner Chronik für die Nachwelt bewahrte.

Das 14. Jahrhundert war für Göttingen insgesamt eine Zeit wirtschaftlicher Prosperität. Die alten Pfarrkirchen wurden jetzt durchgehend durch einen Neubau im Geschmack der Zeit, im gotischen Stil, ersetzt. Der Neubau von St. Johannis wurde 1369 begonnen, für den die Kirchenfabrik bzw. die Provisoren verantwortlich zeichneten. An allen Göttinger Kirchen ist zu Beginn des 14. Jahrhunderts eine bürgerliche

Kirchenpflegschaft unter der Leitung von Provisoren durchgesetzt worden. Diese Provisoren, meist einflußreiche Bürger der Ratsfamilien, verwalteten das Kirchenvermögen – freilich mit Ausnahme der Pfarreipfründe – ebenso wie die Einnahmen aus Seelmeß- und anderen Stiftungen. Sie legten das Geld gewinnbringend auf dem städtischen Rentenmarkt oder in Grundbesitz an. Die Einkünfte verwandte man für den Neubau oder Erhalt der Kirche oder eine angemessene Innenausstattung. So stiftete man der Johannisgemeinde zum Abschluß der Bauarbeiten um 1455 eine neue Taufe, verziert mit den zwölf Aposteln und den vier Evangelisten, sowie eine neue Predigtkanzel, die ebenfalls mit zwölf Apostelfiguren verziert war.¹⁰ Auch diese Kanzel ist in der Reformationszeit verschwunden. 1544 ließ der protestantische Prediger Joachim Mörlin in St. Johannis »nach der arth und weise der kirchen zu Wittenberg« die Seitenaltäre für die Privatmessen brechen und als verhaßtes Zeichen der alten Trennung von Geistlichkeit und Laien den »Lettner (das alte gegater für dem chor)« und den davor befindlichen Frühmessenaltar entfernen, der in der Regel ein Heilig-Kreuz-Altar war.¹¹ Schon vor Mörlins Ankunft in Göttingen im Jahr 1530 hatte es freilich tiefgreifende Veränderungen gegeben, als der inzwischen protestantische Rat beschloß, aus Sicherheitsgründen die Mauer am Groner Tor zu erhöhen. Man kam auf die Idee, »vile breite leich- und grabesteine aus s. Johanniskirchen und kirchof«¹² sowie steinerne Altarplatten aus anderen Kirchen dafür herzunehmen. Für die neue Mauer verwandte man also offenbar kurzerhand die alten Altar- und Grabsteine. Das war zwar eine »kostenneutrale«, aber keine »materialgerechte« Lösung. Die auf diese Weise fabrizierte Mauer hielt nicht einmal ein Jahr und brach bereits im nächsten November mit dem ersten größeren Regen wieder zusammen.

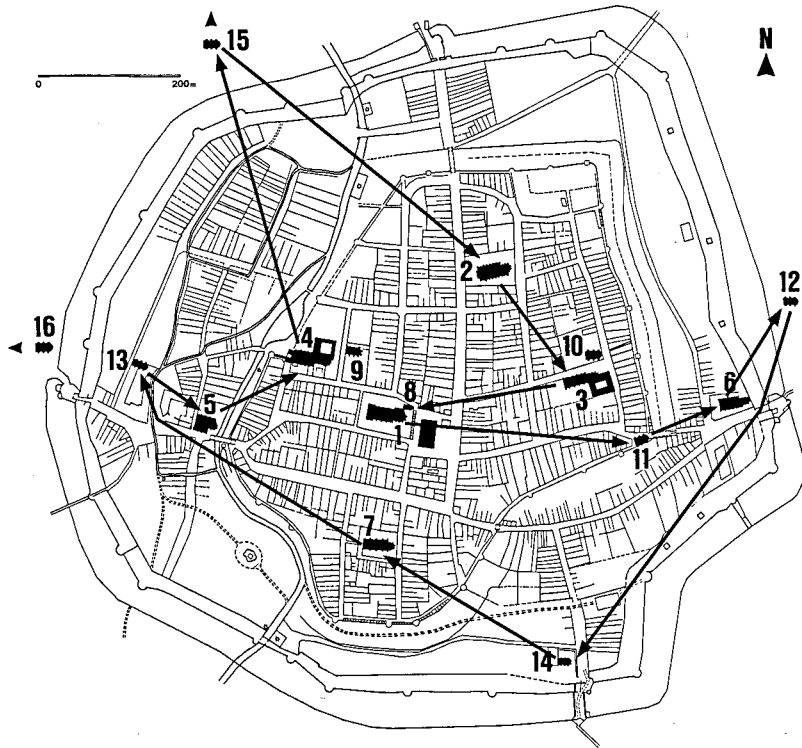
Der Rat konnte freilich mit einigem Recht in die inneren Verhältnisse von St. Johannis eingreifen, die ihm als Ratskirche unterstand. St. Johannis war auch Ausgangs- und Endpunkt der feier-

lichen Prozessionen, an denen sich die gesamte Stadtgemeinde, Klerus wie Laien, beteiligte, streng hierarchisch nach ihrer Dignität geordnet.¹³ Die Prozession, die am 16. Juni 1494 abgehalten wurde, führte ein Kreuzträger an, es folgten die Fahnen der fünf Pfarrkirchen und weitere Kreuze sowie fünf tragbare Marienstatuen aus den fünf Pfarreien, denen man Kerzen vorantrug.¹⁴ Die Scholaren von St. Johannis mit ihrem Schulmeister, dem Kantor und den Baccalaren führten die Prozession an, es folgte der Pfarrklerus geordnet nach Kirchen mit den Kaplänen und Kustoden. Dann kamen die Bettelordensbrüder, die Franziskaner und Dominikaner mit ihren Terminierbrüdern, schließlich die Zisterzienser (vermutlich der Konvent aus Walkenried, der in Göttingen Stadthöfe unterhielt) und zum Schluß die Pfarrer der benachbarten Dörfer. Die Laien führten Bürgermeister und Rat an, es folgten die Mitglieder der Gilden und Innungen, die sich wie die Schneider und die Schmiede so manches Mal um den Vorrang in der Prozession stritten, und dann die übrigen Bürger, schließlich die Jungfrauen, die Witwen und die verheirateten Frauen. Aus anderen Städten wissen wir, daß die verschiedenen Gruppen auch der Laienbevölkerung gehalten waren, eine einheitliche Kopfbedeckung bzw. Haarschmuck und Kleidung in bestimmten Farben zu tragen.¹⁵ An den einzelnen Kirchen und Kapellen machte man Station, sang Antiphonen und sprach gemeinsam Gebete, so daß sich die Stadt an solchen Tagen als eine (wohl)geordnete Gemeinschaft präsentierte, die Geistliche und Laien im Dienst an Gott und im gemeinsamen Interesse für die Stadt verband. Die identitätsstiftende Bedeutung der Prozessionen für die Stadtgemeinschaft ist kaum zu überschätzen. Sie stellte sich hier – ungeachtet aller divergierenden Interessen – als Friedens- und Heilsgemeinschaft dar, gleichsam als ideale Bürgerschaft nach dem Vorbild des himmlischen Jerusalem.

Aus dem 15. Jahrhundert hat sich ein Prozessionale des Rats erhalten, so daß wir den einstigen Weg der Prozessionsteilnehmer durch

die Stadt gut verfolgen können (Abb. 1). Der sogenannte erste Prozessionsweg (ein zweiter Prozessionsweg führte als Umgang um die Stadt) begann an der Johanniskirche, führte zur Fronleichnamskapelle (»Capella corporis Christi«) und von dort zur Albanikirche. Anschließend zogen die Prozessionsteilnehmer vor die Tore zur Georgs- bzw. St. Jürgens-Kapelle, besuchten das Heilig-Geist-Hospital und machten an der Nikolaikirche Station, ehe man zum Hospital Heilig-Kreuz aufbrach. Von hier war es nicht weit zur Marienkirche der Deutsch-Ordenskommende, von wo die Gesellschaft zum Dominikaner- oder Paulinerkloster weiterzog, wo das Gebet an den hl. Dominikus mit den Worten begann: »Der Herr hat ihn geliebt und mit der Stola des Ruhmes geschmückt. Lasst uns beten [...]«. ¹⁶ Anschließend ging es zum Bartholomäus-Hospital und dann zur Jacobikirche, von der aus man in kurzer Entfernung das Franziskanerkloster erreichen konnte. Hier rezitierten die Prozessionsteilnehmer: »Den Gerechten führte der Herr auf den rechten Weg. Halleluja. Und zeigte ihm das Königreich Gottes. Halleluja. Laßt uns beten [...]«. ¹⁷ Die Prozession kehrte schließlich zur Johanniskirche zurück, wo sie mit einer feierlichen Messe ihren Abschluß fand. Selbst diese stark stilisierten Gebete lassen noch erkennen, daß Dominikus und Franziskus, die Gründer der beiden Bettelorden, unterschiedliche geistliche Rollenmodelle repräsentierten.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts beschrieb Franciscus Lubecus rückblickend die katholischen Prozessionen, um den Wandel in veränderten Zeiten festzuhalten: »Diss allem hab ich vorzeichnen wollen, das jedermann sehen, wie andechtig die leute zu der zeit im pabsthum gwesen, auch sehen, wie vile geistliche sie können in einer stad halten, da sie itz nicht den 20. theil halten können [...]«. ¹⁸ Tatsächlich verringerte sich die Zahl der Kleriker mit der Reformation in allen Städten drastisch. Die Zahl der Geistlichen in Göttingen vor der Reformation ist schwer zu schätzen. Die Pfarrer, Kapläne und Vikare werden zusammen mit den Meßpriestern ohne eigene



1. Erster Prozessionsweg (Ende 15. Jahrhundert)

Pfarrstelle sicherlich um die 80 Personen betragen haben. Die beiden Niederlassungen der Bettelorden unterhielten hier mittelgroße Gemeinschaften von 20 bis 40 Brüdern, so daß in der etwa 5000 Bewohner umfassenden Stadt mindestens 160 Geistliche das Stadtbild und die städtische Gesellschaft in charakteristischer Weise prägten.

Schon 30 bis 40 Jahre nach der Gründung von St. Johannis, Ende des 12. Jahrhunderts, wurde eine Erweiterung der wachsenden Stadt nötig. Um die kleine Nikolaipfarrkirche ließen sich um 1180/1190 vermutlich friesische und flandrische Tuchmacher nieder.¹⁹ Es war die Zeit der beginnenden Blüte des Handels und des Bevölkerungswachstums, die Nachfrage nach Tuch vergrößerte sich. Als man 1250 einen neuen Mauerring um die Stadt zog, da umfaßte er neben St. Johannis die Kirchspiele von St. Nikolai und St. Jacobi. Im 14. Jahrhundert erhielt auch St. Ni-

kolai ein neues, gotisches Kirchenschiff. Wie es üblich war, suchte man der Kirchenfabrik und Gemeinde beim Bau finanziell durch Ablaßgelder unter die Arme zu greifen. 1355 erlangte Dietrich von Gandern von Papst Innozenz VI. einen Ablaß für alle, die die Nikolaikirche besuchten, dort beteten oder Bücher und Kleider für den Pfarrer und den Altar stifteten.²⁰

Die steigende Bedeutung Göttingens um 1200 spiegelt sich in der Entscheidung der Welfen, eine Residenz innerhalb seiner Mauern zu errichten. Sie bauten eine Stadtburg, die später »Bolruz« genannt wurde, und gaben als planmäßige Stadterweiterung in unmittelbarer Nachbarschaft der Burg Parzellen an ihre Lehnsleute aus, also an die Niederadelsfamilien der Umgebung.²¹ Südlich ihrer Burg und der Stadthöfe des Adels ließen die welfischen Stadtherren vermutlich noch in der Burgfreiheit die Pfarrkirche

St. Jacobi errichten. Hier bei St. Jacobi huldigten ihnen ursprünglich die Vertreter der Kommune, hier (»iuxta ecclesiam beati Jacobi in civitate Gottingen«) ließen sie ihre Urkunden ausstellen, weshalb die Geistlichen vermutlich gleichzeitig als welfische Notare fungierten. Ganz in der Nähe der Burg, in der Judenstraße, ließen sich die unter herzoglichem Schutz stehenden Juden nieder, die für den wirtschaftlichen Aufschwung einer Stadt im 13. Jahrhunderts so wichtig waren.

Im 14. Jahrhundert suchten die Welfen ihre Stadtherrschaft über Göttingen zu intensivieren, als ihnen die Herrschaft über die reicher und mächtiger gewordene Bürgergemeinde zu entgleiten drohte.²² Herzog Ernst I. von Braunschweig-Lüneburg erteilte 1350 die Erlaubnis, die Jacobikirche im gotischen Stil neu zu erbauen, doch mitten in die Bauzeit fielen die heftigen Auseinandersetzungen mit dem Rat.²³ Otto, genannt der »Quade«, also der Böse oder Streitsüchtige, demonstrierte öffentlich seine Präsenz als Stadtherr durch zwei prachtvolle Turniere, die er in den Jahren 1368 und 1376 veranstalten ließ. Doch die Bürgerschaft hatte sich inzwischen emanzipiert und wußte sich gegen die Versuche des Herzogs zu wehren, die städtischen Freiheiten durch den Ausbau Göttingens zur welfischen Residenzstadt zu beschneiden. Der Streit mit dem Rat eskalierte, als der Herzog versuchte, das St. Peter-Stift aus Nörten an die Jacobikirche zu verlegen. Dem neuen Institut sollten die Göttinger Pfarrkirchen St. Johannis und St. Nikolai sowie die Fronleichnamskapelle inkorporiert werden. Durch das Einschreiten Papst Gregors XI. (1370–1378) wurde der Herzog zunächst an der Verwirklichung seiner Pläne gehindert. Der Konflikt war damit aber noch nicht beigelegt, sondern entbrannte 1387 mit einer Fehde zwischen der Stadtgemeinde und dem Herzog erneut, dem seine adeligen Lehnsleute zur Seite standen. Im Zuge dieser Fehde zerstörten die Bürger die herzogliche Burg Bolruz bis auf die Grundmauern, und Otto der Quade wurde gezwungen, die Zerstörung seiner Residenz und seine Vertreibung aus der Stadt

schließlich anzuerkennen. Die Pfarrkirche St. Jacobi wurde nunmehr Teil der Stadt, obwohl das Patronatsrecht beim Herzog verblieb. Das Machtverhältnis hatte sich zugunsten der Bürger verschoben, aber nicht von Grund auf geändert. Schon seit 1330 hatte die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten der Jacobikirche – wie bei den übrigen Kirchen – in den Händen der Bürger gelegen. Ein konkurrierendes Miteinander prägte das Verhältnis von Stadt und Herzog, die aufeinander angewiesen blieben, selbst wenn die Spannungen zeitweise in offenen Krieg umschlugen. Den bereits begonnenen Neubau der Jacobikirche trieben die städtischen Kirchenpfleger nun entschieden voran und krönten 1402, wie Hedwig Röckelein vermutet als Auftraggeber, den Abschluß der Bauarbeiten mit der Stiftung eines großen Altarretabels.²⁴

Die Geschichte der Marienkirche ist eng mit der Niederlassung des Deutschen Ordens in Göttingen verbunden.²⁵ St. Marien wurde als Pfarrkirche in der seit etwa 1280 bestehenden zweiten Göttinger Neustadt errichtet. Es war zunächst ein Gotteshaus von nur bescheidenen Ausmaßen, 1295 wird die Kirche erstmals als »kleines Jerusalem vor Göttingen« erwähnt.²⁶ Herzog Albrecht II., dessen Brüder und Söhne dem Deutschen Orden beitraten, schenkte 1318 St. Marien mitsamt den angrenzenden Höfen dem Orden. Die Gebäude der Ordensniederlassung, der Kommende, entstanden in den folgenden Jahren westlich der Kirche. Von hier aus wurde der Grundbesitz des Ordens in der städtischen Feldmark, in Rosdorf, Weende und Grone verwaltet. Die Neustadt stellte gleichsam eine herzogliche Konkurrenzgründung vor den Toren Göttingens dar. Doch die herzogliche Geldnot ermöglichte es dem Rat, die Neustadt schon 1296 für 300 Mark käuflich von ihm zu erwerben. St. Marien blieb freilich weiterhin eine Deutsch-Ordenskirche mit Pfarrechten, bis man in der Reformationszeit dort einen protestantischen Pfarrer installierte.

Die älteste Kirche im heutigen Göttinger Stadtgebiet, St. Albani im »alten Dorf«, wurde

erst spät, erst im 15. Jahrhundert, in die Stadt einbezogen.²⁷ Einst ein Abkömmling des Mainzer Albansklosters, hatte Herzog Albrecht 1254 das Patronat der Kirche vom Kloster Pöhlde im Tausch gegen die Kirche in Roringen erworben. Erst 1423 begann man die alte romanische Kirche durch einen gotischen Neubau zu ersetzen. 1467 konnte man die Gewölbe schließen, wobei die alten Glocken auch im neuen Turm wieder an ihren angestammten Platz kamen. Pfarrer an der Albanikirche war Ende des 15. Jahrhunderts der Kanzler Herzog Wilhelms d. J., Johann Zipolle.²⁸ Dieser verhandelte mit dem Göttinger Rat um die Einlösung zweier verpfändeter Dörfer und war auch an den folgenden Friedensverhandlungen mit den Städten des welfischen Territoriums beteiligt. Die Stellung als herzoglicher Vertrauter und städtischer Pfarrer war durchaus konfliktträchtig. Im Streit der Göttinger mit Herzog Erich 1499 um die Huldigung verwies der Göttinger Rat Johann Zipolle wegen Hetzerei der Stadt und aus der Pfarre, bis er Sühne getan und ein Altarretabel (das des Hans von Geismar) als Zeichen seiner Aussöhnung für St. Albani gestiftet hatte. Übrigens stand auch der Pfarrer von St. Johannis, Herr Johann Hovet, in diesen Jahren als Sekretär und Rat in herzoglichen Diensten, der für den Fürsten 100 Gulden von der Stadt für ihre Belehnung mit den Bovendschen Gütern kassierte.²⁹ Der Herzog konnte sein Patronatsrecht über die Göttinger Stadtkirchen also vielfach für seine Personalpolitik nutzen und war gleichzeitig durch seine Räte über die Vorgänge in Göttingen gut informiert.

Neben den Pfarrkirchen bereicherten zahlreiche Kapellen und Hospitäler das kirchliche Leben der Stadt. Vor den Stadtmauern lag die Georgs- (bzw. auf deutsch St. Jürgens-)Kapelle, die mit dem hl. Georg ein ritterliches Patrozinium hatte und wohl auf eine adelige Stiftung zurückging.³⁰ 1305 erlaubte Herzog Albrecht II. einem in Geismar bereits bestehenden Kaland, also einer Bruderschaft von Geistlichen und Laien, seinen Sitz an die Georgskapelle zu verlegen. Die Kapelle wurde den Kalandsherren mit

Zustimmung des Pfarrers von St. Albani mit allen Rechten überlassen.³¹ Dort sollten die Kalandsherren für das Seelenheil des Herzogs und seiner Eltern beten. Daß sich hier eine überwiegend adelige Gemeinschaft zusammenfand, bestätigt die Aufnahme des Grafen Simon von Dassel und seiner Gemahlin Sophie in die Bruderschaft.³² Aufgrund dessen war der Georgskaland auch eine nicht zu unterschätzende wirtschaftliche Größe in der Stadt und auf dem städtischen Rentenmarkt aktiv. 1506 leisteten sich die Kalandsherren ein neues Altarretabel von Hans Raphon.³³ Die Fronleichnamkapelle (»Capella corporis Christi«) war ihrer Stiftungsurkunde von 1319 zufolge an jenem Ort erbaut, an dem man eine gestohlene Hostie wiedergefunden hatte.³⁴ Sie verdankte ihr Entstehen der im 14. Jahrhundert so beliebt gewordenen Fronleichnamsprozession. Der Diebstahl einer Hostie, der sogenannte Hostienfrevell, wurde im Spätmittelalter häufig den Juden zugeschrieben und diente nicht selten als Anlaß für grausame Verfolgungen. August Fink hat 1924 vermutet, daß die Fronleichnamkapelle die Heimat eines ungewöhnlichen Triptychons war, das den Dekalog, also die Zehn Gebote, szenisch illustriert, doch bleibt diese Zuweisung unsicher.³⁵

II. Die Hospitäler

Hospitäler galten im Mittelalter als Gotteshäuser. Die karitativen Institutionen wurden meist von den Geistlichen eines Hospitalordens oder von Semireligiosen betreut, die sich der Pflege der Kranken und Alten widmeten.³⁶ Hospitäler waren größere oder kleinere Saalbauten, die sich im Osten zu einer Kapelle öffneten. Sie lagen in der Regel vor den Toren der Stadt, um die Ansteckungsgefahr für die Stadtbevölkerung zu mindern. Das war eine im wahrsten Sinne des Wortes lebenswichtige Vorsichtsmaßnahme, denn die Bevölkerungsbilanz einer Stadt war noch bis weit in die Neuzeit negativ: Aufgrund des engen Miteinanders, das einer raschen Ausbreitung von

Infektionskrankheiten Vorschub leistete, starben prozentual wesentlich mehr Menschen als geboren wurden. Auch die Unkenntnis von Ansteckungswegen trug nicht unerheblich zu einer hohen Mortalitätsrate bei – die Brunnen lagen nicht selten in unmittelbarer und gesundheitlich unzuträglicher Nachbarschaft zu den Abortgruben.³⁷

Erreichte ein Pilger oder Wanderer erst spät die schützende Stadt, so daß er ihre Tore verschlossen fand, boten die Hospitäler auch Zuflucht für die Nacht. Das Heilig-Geist-Hospital (St. Spiritus) in der Göttinger Neustadt hatte 1293 der Bürger Heidenreich Bernhardi gegründet.³⁸ Das Haus wurde noch im 14. Jahrhundert den Benediktinerinnen von Lippoldsberg unterstellt. Die Pflege der Lippoldsbergerinnen war jedoch offenbar unzureichend, so daß das Hospital herunterkam. Der Göttinger Rat bemühte sich deshalb auf dem großen Reformkonzil in Basel (1431–1449) um die Patronatsrechte von St. Spiritus und veranlaßte eine Reform des Hauses. Bei den Bürgern beliebter war das Heilig-Kreuz-Hospital, das 1381 der Bürger Anselm von Einbeck gestiftet hatte.³⁹ Das Heilig-Kreuz-Hospital war zunächst in einem Haus in der Nähe des Dominikanerklosters untergebracht worden, wurde dann jedoch aufgrund einer großzügigen Stiftung der Familie von Hanstein in einen Hof vor dem Geismartor verlegt. Die Hospitalkapelle war ursprünglich der Maria Magdalena geweiht, erst später setzte sich das Heilig-Kreuz-Patrozinium durch. Der Rat hatte hier von vornherein Patronat und Verwaltung übernommen und mit zehn Altarlehen – so viele wie an St. Jacobi – hatte das Heilig-Kreuz-Hospital einen bedeutenden und lebendigen Anteil am geistlichen Leben der Stadt.

Unentbehrlich für eine mittelalterliche Stadt war vor allem ein Leprosenhaus. 1325 wurde St. Bartholomäus vor dem Weender Tor als Leprosenhospital erbaut.⁴⁰ Lepra oder Aussatz war eine ansteckende und im Mittelalter weitverbreitete Infektionskrankheit. Die Aussätzigen lebten

abseits in den Leprosenhäusern in einer Art Gemeinschaftsleben zusammen. Mit einer Siechenklapper mußten sie ihr Kommen ankündigen, damit die gesunde Bevölkerung gewarnt war. Aber auch das Bartholomäus-Hospital überstand die kriegerischen Zeiten der Glaubenskämpfe in den 40er und 50er Jahren des 16. Jahrhunderts nicht, obgleich es oder besser gesagt: weil es ein durchaus repräsentatives Haus gewesen sein muß. Franciscus Lubecus berichtet, wie sich der protestantische Rat 1545 schweren Herzens entschloß, St. Bartholomäus selbst niederzureißen, weil man befürchten mußte, der katholische Landesherr Erich II. würde die festen Gebäude nutzen, um ein »blockhaus« daraus zu errichten und die Stadt von dort aus unter Beschuß zu nehmen. »Sie hatten ein uberaus fein cappellichen furm Weender dohre, hie zu s. Bartholomeus, den armen seichen und kranken zustendig. Dise kirchen must man aldar abbrechen durch etzlicher leute rad und eingeben, dan sie sich furchteten, es mucht herzog Heinrich ein blockhaus daraus machen, die stat zu bescheiten und zu sturmen. Drum so warth die cappelle in den grund abgebrochen. Die herliche taffel, so auf dem altar stund, wart noch vorkauft.«⁴¹ So erlitt St. Bartholomäus ein ähnliches Schicksal wie viele andere mittelalterliche Hospitäler. Nur in wenigen Ausnahmen haben sich Gebäude und Innenausstattung erhalten, sowie bei dem berühmten Hôtel-Dieu in Beaune, für dessen Kapelle Rogier von der Weyden sein zauberhaftes Jüngstes Gericht malte, oder das St. Jaans Hospital in Brügge mit dem berühmten Altarretabel des Hans Memling. Sie zeugen noch heute von der einstigen gesellschaftlichen Bedeutung der Hospitäler und von Großmut und Kunstsinn der Stifterinnen und Stifter.

So war es ein beeindruckendes Ensemble von Kirchen und Kapellen in der Stadt und unmittelbar vor ihren Toren. Doch warf der geistliche Besitz auch zahlreiche Probleme auf. Eines davon war die Immunität, die die geistlichen Institutionen und ihre Liegenschaften vor der Schoßzahlung, also vor der Entrichtung der städtischen

Steuer, schützte. Die geistliche Immunität bedeutete einen spürbaren Einkommensverlust für die Stadt, denn zu all den Kirchen und Kapellen kamen noch Niederlassungen auswärtiger Kongregationen innerhalb von deren Mauern. Die Zisterzienser von Walkenried hatten zwei, zeitweise sogar drei Höfe in Göttingen, Kloster Weende besaß ein Haus am Weender Tor, Kloster Mariengarten eines auf der Groner Straße. Eine »Termine« der Augustiner-Eremiten, die in Eschwege ansässig waren, also eine Niederlassung, in der die Bettelordensbrüder Almosen sammelten, lag nahe beim Dominikanerkloster, und die Lippoldsberger Nonnen konnten auch nach der Übernahme des Heilig-Geist-Hospitals durch den Göttinger Rat ein Haus für sich retten. Weiterhin verfügte noch das Nörtener Kapitel von St. Peter über eine Stadtresidenz am Jacobi-kirchhof. Es mußte das erklärte Ziel des Rates sein, den Besitz der »toten Hand«, also den Grundbesitz geistlicher Institutionen in der Stadt, zurückzudrängen. Eine Kompromißlösung bestand Anfang des 14. Jahrhunderts darin, daß man die gegebene Lage akzeptierte, zukünftigen Erwerb in der Stadt jedoch nur erlaubte, sofern auch die neu erworbenen Häuser im Besitz der Geistlichkeit die volle Steuerlast übernahmen.

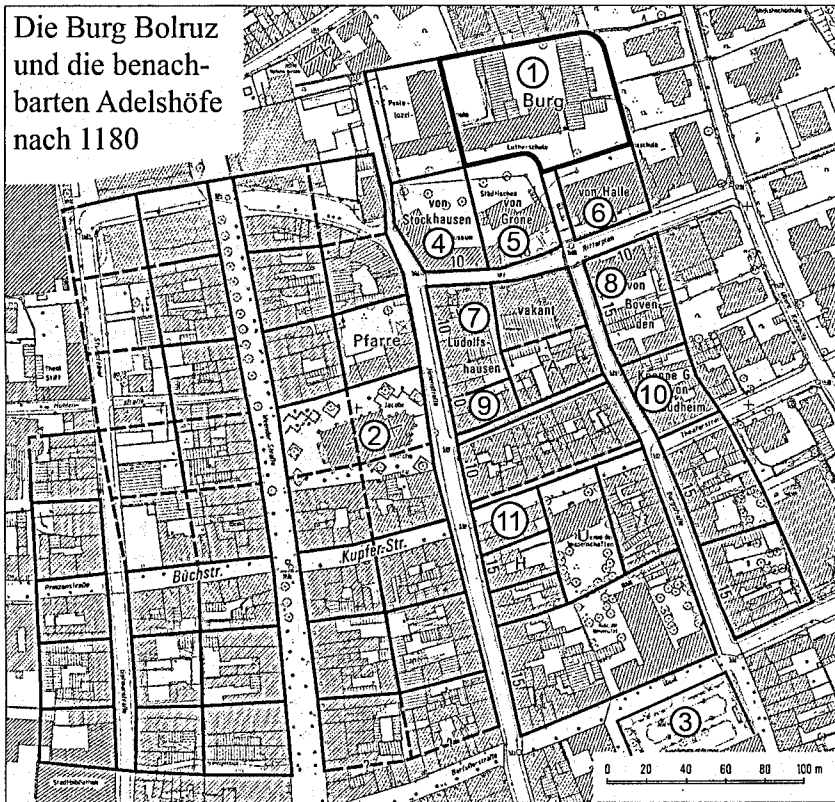
III. Die Bettelorden in Göttingen

Die beiden großen Bettelorden, die Dominikaner und die Franziskaner, entstanden Anfang des 13. Jahrhunderts in einer Zeit des Umbruchs der mittelalterlichen Gesellschaft. Mit den Bettelorden entwickelte sich vorwiegend im urbanen Kontext eine neue Form religiösen Lebens. Die Franziskaner und die Dominikaner folgten nicht dem alten monastischen Ideal der »vita contemplativa«, das der konsequenten Abkehr von der Welt und der Selbstheiligung verpflichtet war, sondern suchten die »vita activa« mit dem karitativen Dienst am Nächsten. Als die Städte mit dem Aufschwung des Handels Ende des 11. Jahr-

hunderts und vor allem im 12. Jahrhundert aufzublühen begannen, waren damit auch neue soziale Herausforderungen verbunden. Es entstand eine städtische Unterschicht, Armut und Elend lebten nun unmittelbar neben Wohlstand und Reichtum. Diese soziale Herausforderung griffen oftmals die Heranwachsenden, wie Franziskus und Clara von Assisi auf, die einer sich zunehmend auch in religiösen Angelegenheiten emanzipierenden städtischen Bürgerschaft entstammten. Deshalb ist die Entwicklung der Bettelorden untrennbar mit der Entfaltungen urbaner Zentren in Europa verknüpft. Die Franziskaner- und Dominikanerbrüder widmeten sich der Seelsorge der städtischen Bevölkerung im weitesten Sinne, so daß sie in den Städten mit offenen Armen aufgenommen wurden. Für ihre Niederlassungen wurden ihnen vielfach Grundstücke an den Rändern einer Stadt, in der Nähe der Stadtmauer, zugewiesen. Aber wie es nicht anders sein kann – auch die Franziskaner und Dominikaner wurden bald in die jeweiligen regionalen Machtkämpfe und Auseinandersetzungen hineingezogen.

So stand auch am Anfang der franziskanischen Geschichte in Göttingen ein handfester politischer Machtkampf.⁴² Als die Brüder des hl. Franziskus auf der Suche nach Protektoren für neue Ordensniederlassungen Norddeutschland durchstreiften, fanden sie in den welfischen Landesherren mächtige Förderer ihrer Sache. Doch in eben jenen Jahren zwischen 1223, als die erste Gruppe von Franziskanern um Johannes Piano de Carpine nach Hildesheim, Goslar und Magdeburg kam, und 1246, als sie Göttingen erreichten, waren die Welfen in ihren wohl existentiellsten Kampf um ihr Erbe und das Überleben der Dynastie verwickelt. Das Schicksal der Göttinger Barfüßerbrüder – wie die Franziskaner auch genannt wurden, weil sie aufgrund ihres Armutsgelübdes auf festes Schuhwerk verzichteten – war deshalb von Anfang an eng an das ihrer adeligen Gönner geknüpft. Und dabei blieb es bis zu ihrer Vertreibung 1533 im Zuge der Reformation, auch wenn sie zunehmend in die städtische Gemeinschaft hineinwuchsen.

Die Burg Bolruz
und die benach-
barten Adelshöfe
nach 1180



2. Niederadelige Stadthöfe zwischen der Burg Bolruz und dem Franziskanerkloster

Den im Kampf mit den Staufern unterlegenen Welfen drohte in jenen Jahren in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auch ihre Stadtherrschaft über Braunschweig, Hannover und Göttingen zu entgleiten.⁴³ Nach dem Sturz und der Entmachtung Heinrichs des Löwen durch den Stauferkaiser Friedrich Barbarossa 1180 waren den Welfen nur die Eigengüter, das Allod um die Zentren Braunschweig und Lüneburg, geblieben. Im Ringen um die Neuverteilung der Macht witterte auch der niedere Adel seine Chance. Verschiedene Adelsgeschlechter der Region versuchten in den alten welfischen Städten Braunschweig, Hannover und Göttingen die politisch geschwächten welfischen Stadtherren zu beerben. In Göttingen eroberten 1227 die Grafen von Everstein die Stadt und übernahmen hier die Herrschaft. Doch der letzte, noch junge Welfe

und Enkel Heinrichs des Löwen, Otto das Kind (gest. 1252), verbündete sich geschickt mit den städtischen Bürgern gegen die Grafen. Gemeinsam gelang es ihnen, die ungeliebten neuen Herren von Everstein zu vertreiben. 1235 wurden sie dann gezwungen, für ihre Übergriffe Sühne zu leisten und mit ihrem Eigenbesitz die neue Niederlassung des Franziskanerordens in Göttingen zu unterstützen. Die unruhigen Eversteiner Grafen freilich wollten sich auch nach ihrer Sühne-stiftung nicht in ihr Schicksal fügen, brachen in der Asseburger Fehde 1255/1256 den Sühnevertrag und wurden schließlich gehenkt.⁴⁴

Der großzügige, wenngleich unfreiwillige Einsatz der Eversteiner Grafen für die Niederlassung der Franziskaner blieb im Gedächtnis der Stadt haften. »Es haben hernach«, so der Chronist Lubecus, »auch diese grafen an das neue

closter, so man in der stad Gottingen zu bauwen angefangen, auch ire guter geben; das war aber das Franciscaner- odder Barfoeten closter, als der grafe zu Eberstein wapen im chore hengent noch furhanden ist.«⁴⁵ Den Bau von Kirche und Konventsgebäuden betrieb dann vermutlich energisch Herzog Albrecht I. (1252–1279), der Sohn Ottos des Kindes, der den Brüdern des hl. Franziskus herzoglichen Grund und Boden auf einer »fryen stede deß forstendomes« zur Verfügung stellte. 40 Jahre baute man an der Klosteranlage im Osten der Stadt: »Alle fursten, grafen, freihern, ritter und edlen haben zu bawung und anrichtung dises gotshouses gegeben, als die herzoge zu Brunswig und Lunenborg, die hern zu Sassen, Lawenborgh, dei zu Anhalt, die Misenschen, Dorrinschen [die thüringischen], Hessischen, die grafen zu Eberstein [wie gesagt nicht ganz freiwillig], Plesse, Homborch, dei junkern van Hardenberg, Rostorf, Kestlingrode, Vslar, Hanstein, Adeleifessen, die von Glake [von Gladebeck].«⁴⁶ Die Gruppe Niederadeliger um den Herzog besaß ihre Stadthöfe in der Nähe der herrscherlichen Residenz, wie es auch in anderen Städten üblich war (Abb. 2). Sie schlossen sich nun zur Stiftung eines neuen geistlichen Zentrums im aufstrebenden Göttingen zusammen, das ihnen und ihren Familien das Seelenheil und die »memoria« sicherte, aber als Stifter auch das Recht auf einen Begräbnisplatz.⁴⁷ Doch konnte die Gemeinschaftsstiftung auch dazu dienen, den Adel der Region zu einen, um Fehden vermeiden und die eigenen Interessen nicht zuletzt gegenüber den Bürgern besser durchsetzen zu können. Sichtbarer Ausdruck der integrativen Aufgabe der gemeinschaftlichen Klostergründung waren die Schiedsversammlungen, die 1428 und 1441 im Franziskanerkloster stattfanden, um einen Streit der Herren von der Plesse und Burchard von Bovenden beizulegen, und ein anderes Mal, um einen Rittmeister in der Fehde gegen die von Waldeck zu wählen.⁴⁸ Vielen Stifterfamilien diente die Klosterkirche nachweislich auch als Familiengrabstätte. 1303 ließ Herzog Albrecht II. im Chor der Kirche seinen Sohn, den »domi-

cellus Bruno«, beisetzen. Die Stiftung war als generationenübergreifende Verbindung angelegt, und so ist es nicht erstaunlich, daß wir den Familien, die einst zur Gründung beigetragen hatten, bei der Stiftung des großen Barfüßer-Altartabels im 15. Jahrhundert wiederbegegnen. Die Präsenz der Rittergesellschaft im Göttinger Franziskanerkloster fand ihren sinnstiftenden Ausdruck in der Verehrung des hl. Georg, des Schirmherrn der Ritter. Am Georgstag hielt man eine besondere Meßfeier ab, im Kloster befand sich eine große Truhe mit einer geschnitzten Georgsstatue, die vermutlich auf eine Schenkung aus Adelskreisen zurückging, und der Ritterheilige hatte auf der Festtagsseite des Altartabels einen Ehrenplatz an der Seite des stigmatisierten Franziskus, die somit beide – jeder auf seine Weise, oder besser: jeder in seinem Stand – für Christus kämpften.

Die Dominikaner waren erst einige Zeit nach den Franziskanern in die Stadt gekommen und mußten vermutlich deshalb bei den städtischen Prozessionen hinter den Barfüßerbrüdern gehen. 1294 erlaubte Herzog Albrecht II. den Dominikanern den Bau einer Kirche mit Konventsgebäuden auf der entgegengesetzten Seite der Stadt.⁴⁹ Die Göttinger Dominikaner rühmten sich der Reliquien des hl. Thomas, und über die damit verbundene, gut besuchte Thomasmesse kam es zum Streit mit den offensichtlich etwas neidgeplagten Franziskanern. Das ältere Recht veranlaßte die Barfüßerbrüder in den 1360er Jahren, von den Dominikanern die Verlegung ihres Kirchweihfestes zu fordern, das beide Orden unglücklicherweise zur selben Zeit feierten.⁵⁰ Als die Brüder des hl. Dominikus sich hartnäckig weigerten, nutzten die Franziskaner kurzerhand ihre guten Beziehungen zum Herzog. Sie bewegten Herzog Otto den »Quaden«, einen »Bann« über die Dominikaner zu verhängen, und zwar in der Weise, daß ihnen nichts mehr geschenkt oder verkauft werden durfte. Vielleicht zeigte das herzogliche Mandat nicht die gewünschte Wirkung, denn es blieb nicht bei der verbalen Drohung. Herzogliche Mannen umgaben schließ-

lich das gesamte Dominikanerkloster mit einem Erdwall, so daß tatsächlich niemand mehr zu den Dominikanern vordringen, diese aber auch ihr Kloster nicht mehr verlassen konnten. Das Recht stand dabei vermutlich nicht eindeutig auf seiten des Herzogs bzw. der Franziskaner. Die Brüder des hl. Dominikus konnten jedenfalls den Papst dazu bewegen, zugunsten ihrer Gemeinschaft zu protestieren. Die guten Beziehungen zum Herzog brachten jedoch den Franziskanern in diesem Streit – trotz des päpstlichen Protestes – den Sieg, die Dominikaner mußten ihr Kirchweihfest verlegen. Die Zeitgenossen verfolgten die Rivalitäten der beiden Bettelorden mit sprichwörtlichem Spott: »It is den einen bedeler leit, dar ein ander vur der doeren steit.«⁵¹

Das Verhältnis zwischen den Franziskanern und dem Herzog wurde noch enger, als die Welfen nach Konflikten mit den Bürgern aus Göttingen vertrieben und 1387 dann die herzogliche Burg Bolruz zerstört wurde. Jetzt verlor die »Burgkirche« St. Jacobi ihre Funktion als herzogsnaher Kirche, und die Franziskanerkirche übernahm ihre Stellung. 1390 wurde Herzogin Elisabeth, die Mutter Ottos des Quaden, im Chor der Franziskanerkirche beigesetzt.⁵²

Die Franziskaner mußten deshalb nun vor allem die Präsenz der Welfen und der mit ihnen verbundenen Adelsfamilien in der Stadt garantieren, und da galt es, nicht kleinlich zu sein. Es war ein Höhepunkt der engen Beziehungen, als Herzog Otto IV., der Einäugige, und elf Adelsfamilien ein neues Altarretabel für die Franziskanerkirche stifteten, das am 20. Mai 1424 aufgestellt wurde. Es sollte offensichtlich das 1402 vollendete Retabel für den Hochaltar von St. Jacobi übertreffen, das nach Arend Mindermann als Ausdruck neuen städtischen Selbstbewußtseins nach der Vertreibung der Welfen aus der Stadt in der einstigen Burgkirche seinen Platz erhalten hatte.⁵³ Das Barfüßer-Retabel ähnelt mit zwei Flügelpaaren der Altartafel der Jakobikirche, doch ist es eben deutlich größer. Wenn die inneren Flügel zugeklappt waren, konnte man unter den gemalten Apostelfiguren die Wappen der

zwölf Stifterfamilien sehen. Das herzogliche Wappen nimmt den vornehmsten Platz direkt zu Füßen des Apostels Petrus ein, es folgen die Wappen der Edelherrn von der Plesse, von Kerstlingerode, von Hardenberg, von Adelebsen, von Uslar, von Roringen, von Stockhausen, von Gladebeck, von Rusteberg, von Westernhagen(?) und von Grone.⁵⁴ Die hochadeligen Familien der Gründungszeit wie die Landgrafen von Hessen fehlen zwar, doch treffen wir 150 Jahre später sechs von neun Niederadelsfamilien wieder (die Herren von der Plesse, von Hardenberg, Kerstlingerode, Uslar, Adelebsen und von Gladebeck). Das ist beachtlich, vor allem wenn man bedenkt, daß einige Familien – wie die Eversteiner – in den Jahren der Konkurrenzkämpfe untergingen.

Doch nicht nur der Niederadel fand seine geistige Heimat und ewige Ruhe bei den Franziskanern, auch das Verhältnis zur städtischen Bevölkerung war von gegenseitiger Akzeptanz geprägt: Der großzügige Neubau eines Gast- und Krankenhauses am Franziskanerkloster Ende des 15. Jahrhunderts wurde durch Schenkungen der Bürger finanziert, und für zahlreiche Patrizierfamilien ist eine Grablege in der Franziskanerkirche belegt: so für die Helmoldts, die zwischen 1377 und 1492 mehrere Ratsherren stellten, für die Familie von Rode, und die bedeutende Ratsfamilie Giseler von Münden, denen in der Kirche eine eigene kleine Kapelle oder Grabnische zustand.⁵⁵ Die Angehörigen des städtischen Patriziats fanden offenbar im Langhaus der Kirche ihre letzte Ruhe, während den Braunschweigischen Herzögen und den befreundeten Niederadeligen als Stifterfamilien der Chor der Kirche als Grabstätte offenstand. Somit hätte das Retabel des Hochaltars eben vor allem ihren Raum in der Franziskanerkirche geschmückt und aufgewertet, der baulich in der schlichten frühfranziskanischen Tradition stand. In den Augen des Herzogs und seiner Tischgenossen war die alte Chorausstattung der Franziskanerkirche wohl für ihre neue Funktion als Herzogskirche nicht ausreichend. Und das neu gestiftete Altarretabel war vermutlich so gewaltig, daß es den

Lettner überragte und dieser bildlich-symbolische Ausdruck fürstlich-adeligen Selbstverständnisses deshalb auch den Blick seiner städtischen Adressaten fand.

Aber trotz der rangmäßigen Abstufung zwischen Adel und Bürgergemeinde stand die Franziskanerkirche beiden oftmals konkurrierenden gesellschaftlichen Gruppen offen. Und es war eine gemeinsame Initiative des Herzogs und des Göttinger Rats, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur Einführung einer Reform im Franziskanerkonvent führte. Gegen den Willen der dort lebenden Brüder hielt hier jetzt die strenge Regelobservanz Einzug. Auch darin zeigt sich die gemeinsame Verantwortung für die von Adel und Bürger gemeinschaftlich genutzte Institution. Wie so vielen anderen geistlichen Kommunitäten kam den Franziskanern und deren Kirche damit eine wichtige integrative Funktion zu. Als religiöser und sozialer Ort, der beiden gesellschaftlichen Gruppen zur Verfügung stand, boten Kloster und Kirche ständisch bedingten Spannungen eine Chance zur Verständigung.

So wirkten die politisch-gesellschaftliche Stellung der Franziskaner und Dominikaner im Machtgefüge der Region und ihre religiöse Funktion als geistliche Berater und Seelsorger Hand in Hand. Nur einen Aspekt in den Blick zu nehmen, hieße deshalb die Perspektive unnötig zu verkürzen – und in eben diesen doppelten Kontext gehört auch das beeindruckende Altarretabel, das in den letzten Jahren mit soviel Geduld und Sorgfalt restauriert wurde. Ebenso wie das Werk des Meisters Hans Raphon in der Dominikanerkirche weckt es die Erinnerung an diesen fast verlorenen Teil unserer Geschichte.

Anmerkungen

- 1 Franciscus Lubecus, Göttinger Annalen. Von den Anfängen bis zum Jahr 1588, bearb. von Reinhard Vogelsang, Quellen zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 1, Göttingen 1994, S. 161f.
- 2 Vgl. Reinhard Vogelsang, Die Kirche vor der Reforma-

tion: Ihre Institutionen und ihr Verhältnis zur Bürgerschaft, in: Dietrich Denecke und Helga-Maria Kühn (Hrsg.), Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt, Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, Göttingen 1987, S. 465–491, hier S. 481f.

- 3 Ebd., S. 466–468.
- 4 Ebd., S. 480.
- 5 »De wiggelbisschup [Weihbischof] hildt die missen yme chore vor dem hogen altare uppe dat herlickeste dorch opent der grotin taffiln, ock mit ministranten unde anderss gheflegen. Man sangh in organis [mit der Orgel] uppe dem grotin wercke: de mester mit sinen ghesellen unde scholern sungent to chore solempniter in figurativis unde anderss.« Albrecht Saathoff, Aus Göttingens Kirchengeschichte. Festschrift zur 400jährigen Gedächtnisfeier der Reformation am 21. Oktober 1929, Göttingen 1929, S. 15.
- 6 »Omnium et Grajorum et Peripateticorum sapientissimi / Aristotelis Domus abs Magnificis Consulibus, Edilibus / Curulibus edificata, in ea ut nostra Theopolitana ju- / ventis adornetur non tantum ingenuis bene vivendi mori- / bus, sed etiam dicendi laudatissimis artibus.« Die Inschriften der Stadt Göttingen, gesammelt und bearb. von Werner Arnold, Die deutschen Inschriften, Bd. 19, München 1980, Nr. 54, S. 84f.
- 7 Vgl. Volker Honemann (Hrsg.), Dietrich Engelhus. Beiträge zu Leben und Werk, Mitteldeutsche Forschungen, Bd. 104, Köln 1991; Udo Kühne, Engelhus-Studien. Zur Göttinger Schulliteratur in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Scrinium Friburgense, N.S., Bd. 12, Freiburg/Ü. 1999.
- 8 Arnold 1980 (wie Anm. 6), Nr. 10, S. 51 (Inscription über der ehemaligen Bibliothek bei St. Johannis, unvollständig überliefert). Die Sakristei wurde 1792 abgerissen.
- 9 Eva Schlottheuber, Die Franziskaner in Göttingen. Die Geschichte des Klosters und seiner Bibliothek, Saxonia Franciscana, Bd. 8, (Diss. phil. Göttingen 1994) Werl 1996, S. 110.
- 10 Lubecus 1994 (wie Anm. 1), S. 180f.; vgl. Arnold 1980 (wie Anm. 6), Nr. 42 f., S. 79.
- 11 Lubecus 1994 (wie Anm. 1), S. 366 f.
- 12 Ebd., S. 346.
- 13 Prozessionale des Rates der Stadt Göttingen (Ende 15. Jh.), Stadtarchiv Göttingen, Göttinger Stadt. 11; vgl. Saathoff 1929 (wie Anm. 5), S. 54f.; allgemein Andrea Löther, Prozessionen in spätmittelalterlichen Städten. Politische Partizipation, obrigkeitliche Inszenierung, städtische Eintracht, Norm und Struktur. Studien zum sozialen Wandel in Mittelalter und früher Neuzeit, Bd. 12, Köln, Weimar 1999; sowie Sabine von Heusinger, »Cruzgang« und »umblauf«. Symbolische Kommunikation im Stadtraum am Beispiel von Prozessionen, in: Jörg Oberste (Hrsg.), Kommunikation in mittelalterlichen Städten, Forum Mittelalter, Bd. 3, Regensburg 2007, S. 141–156.
- 14 Lubecus 1994 (wie Anm. 1), S. 257: »Anno domini 1494, feria secunda proxima post diem s. Viti Martiris, ist eine procession gehalten, eben wie im buch geschrieben [mit dem buch wird das Göttinger Processionale gemeint sein; vgl. Anm. 13] und es zu vor also ist verordnet worden. Erstlich einer mit einem creuze must furhergehen, dar-

- nach dan die fahnen, creuze, sunderliche fahnen uth den 5 pfarrhen; darnah dan dei 3 lichte; hirauf 5 Marienbilde, aus jeder pfar ein; denen folgen die schuler mit irem schulmester, cantor und baccalariis; denen gingen bald die weltliken priester nach den kirchen und pfarhen mit iren capplanen und custern; dißen folgten die fratres und moniche, so genent die Minores odder Barfouten; darnach die Praedicatores, Dominicaner odder Pauliner; denen die terminarii aus den negsten stedten; die Cistercienser denen; denen die durpfarhern; dan die burgemester und rad, denen die gilden und dan der gemeine mahn; dan zulest die jungfrauen, widwen und frawen.«
- 15 Eva Schlotheuber, Klostereintritt und Bildung. Die Lebenswelt der Nonnen im späten Mittelalter. Mit einer Edition des »Konventstagebuchs« einer Zisterzienserin von Heilig-Kreuz bei Braunschweig (1484–1507), Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe, Bd. 24, (Habilitationsschrift München 2002) Tübingen 2004, S. 444.
 - 16 Prozessionale (wie Anm. 13), fol. 14r: »Amavit eum dominus et ornavit eum stola glorie. Oremus.«
 - 17 Ebd., fol. 18v: »Hec legatur in ecclesia fratrum minorum: Iustum deduxit dominus per vias rectas. Alleluia. Et ostendit illi regnum dei. Alleluia. Oremus.«
 - 18 Lubecus 1994 (wie Anm. 1), S. 257; vgl. auch eine ähnliche Bemerkung in der Einleitung ebd., S. 25.
 - 19 Vogelsang 1987 (wie Anm. 2), S. 469; Saathoff 1929 (wie Anm. 5), S. 25–27.
 - 20 Saathoff 1929 (wie Anm. 5), S. 26.
 - 21 Arend Mindermann, Von der Burgkirche zur »Bürgerkirche«, in: Bernd Carqué und Hedwig Röckelein (Hrsg.), Das Hochaltarretabel der St. Jacobi-Kirche in Göttingen, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 213, Studien zur Germania Sacra, Bd. 27, Göttingen 2005, S. 131–150, hier S. 132f.; ders., Adel in der Stadt des Spätmittelalters: Göttingen und Stade 1300 bis 1600, Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 35, (Diss. phil. Göttingen 1993) Bielefeld 1996, S. 22–63.
 - 22 Ernst Schubert, Stadtgemeinde, Rat und Stadtherr in Göttingen im ausgehenden 14. Jahrhundert, in: Carqué und Röckelein 2005 (wie Anm. 21), S. 103–130.
 - 23 Hedwig Röckelein, Die Jacobusseite des Göttinger Retabels. Kult und Ikonographie Jacobus d. Ä. und die Entstehungszeit des Altaraufsatzes, in: Carqué und Röckelein 2005 (wie Anm. 21), S. 177–205, hier S. 200.
 - 24 Ebd., S. 203f.
 - 25 Vogelsang 1987 (wie Anm. 2), S. 469.
 - 26 Lubbecus 1994 (wie Anm. 1), S. 99: »Anno domini 1295 sein die newen indulgenzien geben von dem biscopf zu Leon denen auf der newenstat fur Gottingen, das sie ire newen gebaweten kirchen sollten fleissig visitiren, besuchen, dar beten, die kirchen genant das lutke odder kleine Jherusalem fur Gottingen.«
 - 27 Saathoff 1929 (wie Anm. 5), S. 45–50.
 - 28 Vgl. zu dem herzoglichen Kanzler Johann Zipolle (oder Czipolle) Bruno Krusch, Die Entwicklung der Herzogl. Braunschweigischen Centralbehörden, Canzlei, Hofgericht und Consistorium bis zum J. 1584, in: Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen 1893, S. 201–315, hier S. 211f.
 - 29 Ebd., S. 213.
 - 30 Saathoff 1929 (wie Anm. 5), S. 39f.; Vogelsang 1987 (wie Anm. 2), S. 471f.
 - 31 Vgl. dazu allgemein Malte Prietzel, Die Kalande im südlichen Niedersachsen. Zur Entstehung und Entwicklung von Priesterbruderschaften im Spätmittelalter, Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, Bd. 117, (Diss. phil. Göttingen 1991) Göttingen 1995.
 - 32 Saathoff 1929 (wie Anm. 5), S. 40.
 - 33 Vgl. dazu den Beitrag von Götz J. Pfeiffer in diesem Band.
 - 34 Saathoff 1929 (wie Anm. 5), S. 43; Vogelsang 1987 (wie Anm. 2), S. 471f.
 - 35 Vgl. den Beitrag von Angelica Dülberg in diesem Band.
 - 36 Zuletzt allgemein zu mittelalterlichen Hospitälern Martin Schulz (Hrsg.), Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und Früher Neuzeit, Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Erg.bd. 51, Wien 2008.
 - 37 Vgl. dazu Stadtluft, Hirsebrei und Bettelmönch. Die Stadt um 1300, Ausst.-Kat. Hof des Schweizerischen Landesmuseums, Zürich, 1992 u.a., hrsg. von Marianne Flüeler, Stuttgart 1992.
 - 38 Vogelsang 1987 (wie Anm. 2), S. 472.
 - 39 Ebd., S. 473.
 - 40 Ebd., S. 474.
 - 41 Lubecus 1994 (wie Anm. 1), S. 371.
 - 42 Schlotheuber 1996 (wie Anm. 9), S. 6–8.
 - 43 Schlotheuber 2004 (wie Anm. 15), S. 21–31.
 - 44 Franciscus Lubecus berichtet in seinen Göttinger Annalen von dieser Strafaktion: »Den grafen von Eberstein aber nimpt der herzog als ein zorniger und grimmiger lewe ahn und beklagt inen seiner untrew und meineides und lest inen bie den hessen odder fussen aufhengken an einem galgen bie der Asseborch, wie man einen meineidigen juden und die hunde aufzuhengen pflegt, und lest ihnen, den grafen, so erbermlichen sterben.« Lubecus 1994 (wie Anm. 1), S. 86.
 - 45 Ebd., S. 88.
 - 46 Ebd., S. 91f.
 - 47 Mindermann 1996 (wie Anm. 21), S. 132f.
 - 48 Schlotheuber 1996 (wie Anm. 9), S. 18, Anm. 98.
 - 49 Vgl. dazu 700 Jahre Pauliner Kirche. Vom Kloster zur Bibliothek, Ausst.-Kat. Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek, Göttingen, 1994/1995, hrsg. von Elmar Mittler, Göttingen 1994.
 - 50 Schlotheuber 1996 (wie Anm. 9), S. 11f.
 - 51 Das Sprichwort ist im Zusammenhang eines ähnlichen Bettelordenstreits für Duisburg Ende des 15. Jahrhunderts in der Duisburger Chronik des Johann Wassenberch belegt; vgl. Karl Lamprecht (Hrsg.), Die Chroniken der westfälischen und niederrheinischen Städte, bearb. von Joseph Hansen, Johannes Franck und Theodor Ilgen, Bd. 3: Soest und Duisburg, Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 20, Leipzig 1895, S. 177–254, hier S. 198.
 - 52 Ebd., S. 14f.
 - 53 Mindermann 2005 (wie Anm. 21), S. 140.
 - 54 Vgl. ebd., Die Abbildungen, S. 149.
 - 55 Schlotheuber 1996 (wie Anm. 9), S. 25f.